Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 481. Well, Mister Edithor, ich sin bei den Philipp, was mein Hosband is! Es is en ganz schrecklicher Tripp gewese un wie ich mit Singe dorch gewese sin, da sin ich so hohrs gewese, daß ich noch nit mehr puh hen sage könne. Die Nehtiefs hen sich awwer ganz gut behehft un ich hen for den Riesen auch keine Angscht mehr gehabt. Ich denke, es hat wenigstens siwwe Jahr genomme, befor daß ich zu den Phil sin komme. Awwer du mei Grehsches, wie hat der Feller geguckt. Wißtersch hat er gehabt, die sin wenigstens drei Fuß und fünf Insches lang gewese un e paar alte verrissene Pehnties hat er gewore un sein Unnerschört. Es is noch en annerer Feller da gewese, wo eckfächtlie grad so geguckt hat un den hat mich der Philipp als den Mister Ruhsefeld vorgestellt! Ich hen nit gewißt, wie mer sich bei so große Herre benemme muß un da hen ich bloß Hände mit ihn geschehkt un hen Haudiduh un motsch obleischt gesagt. Der Mister Ruhsefeld hat geschmeilt un hat gesagt, ich wär e Pietsch. Well, ich hen off Kohrs den Philipp en Kiß gewwe müsse, schon for Diesenzie-Sehks, wenn er auch sonst an die Kost nit gewöhnt ist. Ich denke er hat sich recht gefreut, wie er mich gesehn hat, un ich kann Ihne sage, es is mich auch ganz annerschter ums Herz erum geworde. Es is ja auch so, wenn mer en Mann, wo doch immerhin einem sein Hosband is, schon so lang nit gesehn hat, dann freit mer sich doch, wenn mer ihn saund un Hahrdie widder sehn duht.

Der Mister Ruhsefeld hat mich inweitet, e paar Dag als sein Gast in den Kämp zu stehn und ich hen gesagt, ich wär's sättisfeit un ennihau sin ich auch so ausgeteiert gewese, daß ich e paar Dag Rest gut gebraucht hen. Bei den Weg, da hen ich auch noch ebbes ausgefunne. Ich hen Ihne doch gesagt, daß ich for lauter Fier die wilde Männer an den Weg all meine Lieder vorgesunge hen un das se da viel besser gelaufe un mich schneller ehett gebracht hen. Ich hen das off Kohrs nur als Riesolt von mein schöne Gesang angesehn un hen gedenkt, das hätt se so gut fühle mache, daß es mit einem Wort die Macht der Kunscht gewese wär. Da sin ich off Kohrs misstehken gewese un wenn Sie es nit weiter verzähle wolle un wenn Sie es, so wie mer uff deitsch sage duht, unner Ihren Hut behalte wolle, dann will ich es Ihne sage. Dente Se nur emal an, die Lumpe hen gedenkt, ich wär e kresie Wummen un for den Riesen hen se sich so gehurried, daß se mich recht schnell widder los geworde sin! Da kann mer sehn, was so wilde Fellersch for en Begriff von Kunst hen! Well, ich hen nicks drum gewwe. Die Hauptsach is gewese, daß ich widder bei den Philipp war. Ich hen mich an e Katt gelegt un hen wenigstens dreizehn Stunde lang geschlafe. Wie ich da mit dorch gewese sin, da hen ich awwer widder wie en King gefühlt un wie se mich erscht e feines Dinner hingestellt hen, wo ich newig den Mister Ruhsefeld hen sitze derfe! Das Dinner un den Mister Ruhsefeld hen ich arig gut gegliche. Ich hen nit viel gesagt; awwer dafor hen ich um so mehr gegesse; der Mister Ruhsefeld hat mich e paar mal angeguckt, awwer da hen ich nicks drum gewwe. Es is ja nit, daß es ebbes ecksträs gewese wär, nosser, meine Kost schmeckt mich doch am allerbeste, awwer es war bikahs ich hen an den ganze Tripp hardlie e schtwehres Miel gehabt un dann hat auch die Freid, widder bei mein alte Mann zu sein, en Impreschen an mein Stomeck gemacht. Wie mer mit den Esse dorch ware, hat mich der Mister Ruhsefelt e wenig erum genomme. Awwer ei tell juh, Se hätte emol die Haushaltung sehn solle, wo die Mennsohks da geführt hen! Wei, das war ebbes fiers. Von Abdoste is da nicks zu sehn gewese un die Better, well, wenn ich den Philipp daheim so e Nest hingestellt hätt, un hätt ihn gefragt drin zu schlafe, dann hätt ich emal ebbes höre wolle. Wei er hätt mich schuhr gefragt, ob ich ihn nit liewer in die Pigpenn schlafe lasse wollt. Awwer, wenn keine Frau da is, wo hauskiepe duht un wo alles mennetesche duht, dann sin die Fellersch mit einigem sättisfeit. Well, ich hen mein Meand aufgemacht, daß ich, wenn ich noch e paar Däg länger hier stehn deht, emol diesent Hauskliene wollt, awwer die Kunne duhn es ja doch nit epprieschjiehte, so watts de Juhs? Zu meine Ehre hat der Mister Ruhsefeld auch e kleine Hont auf Monkies errehnscht; sell is arig interesting gewese, awwer ich will jetzt weiter nit drauf eingehn un will mich das sehfe, bis ich widder heim sin, sonst hätt ich ja gar nicks zu verzähle. Ich hen blos driwwer gewunnert, daß es so große Affe hat; wei, ich kann Ihne sage, da sin Affe gewese, die ware noch größer wie der Philipp. Ich hen e Pittie an die arme Affe genomme, wie der Mister Ruhsefeld un der Philipp so ein nach den annere gekillt hen. Ich hen gesagt, ich könnt nit sehn, was gut es deht, wenn mer die arme Diehrn so schuhte deht, die dehte doch schuhr genug niemand ebbes duhn. Wenn se so drauf aus wäre Affe zu kille, dann hätte se in die Juneitet Stehts e viel bessere Schehns, dort hätt's so viel von die Keind, wo for nicks gut wäre, awwer die deht jeder gehn losse. Well, ich sin den Abend in guter Zeit in mei Klapp gekroche, bikahs der Tripp der sitzt mich immer noch in meine Bohns un mer is doch auch kein Springtschicken mehr.

Mit beste Riegards
Yours
Lizzie Hanfstengel.

Seufzer.

Alte Jungfer: „O, diese Männer! Nicht einmal probiren thut einer, ob ich zu einem Heirathsantrage ja oder nein sagen würde!"

Die schwere Arbeit.

„Wie lange haben Sie an dem Bilde zu thun gehabt?"

„Acht Jahre! Ein halbes mit dem Malen, und siebeneinhalb mit dem Verkaufen!"

Wenig Geld, wenig Musik.

Chef: „Sie, Herr Meyer, viel Gehalt haben Ihre Briefe nicht."

Meyer (anzüglich): „Ich ja auch nicht!"

Uebung.

„Aeh, Sie biederer Jebirgsbewohner, Sie haben uns ja janz prächtig von dem vermaledeiten Berg heruntergebracht! Haben halt Uebung drin, was?"

„Ja, i war do früher Sennabua, da hab i a scho immer die verirrten Viecher runter hol'n müssen!"

Kindermund.

Schwiegermama: „. . . Bis Mittwoch wollte ich hier bleiben, hatte ich gesagt; das sind demnach noch vier Tage!"

Der kleine Arthur: „Wenn Du mit dem Mittagszug fährst, sind es gerade noch 99½ Stunden!"

Schwiegermama: „Hast Du das so schnell ausgerechnet?"

Der kleine Arthur: „Ich nicht — aber der Papa!"

In der Kunstausstellung.

„Da steht im Katalog unter meinem Bilde „dalkste" — ich heiße doch Naucke!"

Abgeblitzt.

Geck: „Fräulein, an Sie könnte ich mein Herz verlieren!"

Verkäuferin: „O, bei mir hätte das keine Gefahr! Wenn ich es fände, würde ich es Ihnen wieder zurückgeben — sogar ohne Anspruch auf einen Finderlohn!"

Auf der Insel Kreta.

Merkwürdige Gegensätze bietet das Landschaftsbild in der Umgebung von Kanea, der Hauptstadt der Insel Kreta, über der wieder einmal drohende Kriegswolken lagern. Bei Akrotiri, wo 1906 die Granaten der internationalen Flotten die Insurgenten-Lager zerstörten, gelangt man in weite, ganz mit gewaltigen Blöcken grauen Gesteins übersäte Hochebenen, in eine große, öde Felsenwildniß. Nach der anderen Seite hin aber dehnen sich bis hoch in die Berge hinauf lachende Gartengefilde, die Peribolia. Hier liegt das Landhaus des in viele Aufstände verwickelt gewesenen reichen Griechen Manos, der jetzt Freiwillige für einen etwaigen griechisch-türkischen Krieg wirbt. Hier liegt die Villa des Herrn Richard Krüger. Alle ihre Fenster öffnen sich nach dem Garten und seinem laubfrischen Schatten. Nirgends vielleicht auf der Insel hat man eine solche Vorstellung von dem überwältigenden Reichthum der kretischen Flora als in diesem Paradiese. Je tiefer man in diesen von Rosenbüschen erleuchteten und von purpurfarbenem Oleander durchdufteten Zaubergarten eindringt, desto mächtiger drückt sich die Fruchtbarkeit dieser gesegneten Scholle aus. Das ganze Jahr hindurch entströmt ein süßer Wohlgeruch den Orangenbäumen, da neben der goldenen Frucht schon die weiße Blüthe erscheint. Prächtig leuchten die großen Zitronen im Geäst, die Aprikosenbäume müssen Stützen erhalten, um nicht zusammenzubrechen unter der Last ihrer köstlichen Früchte. Feigen von unvergleichlichem Wohlgeschmack reifen in tiefgrünem Blattwerk, Mandel- und Mispelbäume prangen neben den edelsten Aepfel- und Birnbäumen in einer Ueberfülle von Früchten, und farbenflimmernde Blumen suchen sich an Pracht und Duft zu überbieten.

Die ganze Gegend hier verdient mit Recht die Bezeichnung von Kretas Schweiz. Wie verstreute Perlenreihen tauchen aus dem Lichtgrün ihrer Laubmassen Dörfer auf. Wohin das Auge blickt, hat die fleißige Menschenhand den fruchtbaren Boden urbar gemacht. Orangenhaine verschleiern den Fuß der Hügel, über die leichtfüßig die Rebe hinklettert, wie zur Zeit Homers dem Sonnenlicht entgegenblühend. In dieser Heimath der Oliven sind die Berge ringsumher in den Silberflaum dieser knorrigen Bäume der Athena gehüllt. Diese oft tausendjährigen Bäume, zwischen deren Zweigen, wie zwischen natürlichen Rahmen, das Meer in der Tiefe aufleuchtet, athmeten mit ihren dem zitternden Laub entquellenden silberweißen Blüthen einen zarten Honigduft aus. Ihre ausgehöhlten, von den Einwohnern als Vorrathskammern benutzten Stämme von häufig 30 Fuß Umfang zeigen die seltsamsten, wie Filigrangespinst fast an Juwelierarbeit erinnernde Verschlingungen und Gewinde, aus denen alle nur möglichen Fabelwesen herauszulesen die Phantasie nicht müde wird.

Das aus diesem eigentlichen Reichthum der Insel gewonnene Oel wird größtentheils ausgeführt, aber auch zur Herstellung von Seife, einer Spezialität von Kreta, verwandt. Unter der Türkenherrschaft waren die Seifensieder verpflichtet, den Armen, die bei Preissteigerungen die Oelhütten lärmend zu umringen pflegten, das Oel um 10—15 Prozent unter dem laufenden Preis abzugeben.

Primitiv ist noch die Art, wie dieser Segen der Natur geborgen wird. Das geschnittene Getreide wird auf runden, von Steinplatten eingefaßten Tennen durch Ochsen ausgetreten und dann nach dem Wind geworfen, als Weizen und Spreu in Säcken von Maultieren in die Scheunen geschafft. Nachdem der Weizen gemahlen, wird das Mehl in Handsieben auf ausgebreiteten Leintüchern von der Kleie gesondert. Die früheren, auf einem unbeweglichen Gestell ruhenden Windmühlen mit ihren aus gespaltenem Rohr geflochtenen Flügeln ragen nun als Ruinen an den Ufern des diese Gegend durchströmenden Jordanus-Flusses auf, an dem einst die am trojanischen Krieg betheiligten Kydonier wohnten.

Schon Aelian lobte Kretas Wein, der nach der Saison der Kirschen im Juni und Juli von Ende Juli bis zum Februar als Eßtraube auf den Markt kommt. Die zur Weinbereitung bestimmten Trauben werden in einem 13—15 Fuß langen und 4—5 Fuß tiefen, mit Mörtel und Abzugsloch versehenen Bassin ausgetreten und dann in Schläuche, Fässer und große, statt mit einem Propfen mit einer fingerdichten Schicht Oel geschlossene, umflochtene Flaschen gefüllt. Andere Aufgaben erwachsen dem kretischen Landmann aus der Bestellung der ihm seine Kleidung liefernden Baumwoller-Anpflanzungen, des Tabaks und der Saubohne, deren schwarze Pünktchen am Keime mit den Zähnen abzubeißen — wodurch sie erst kochbar werden — die Beschäftigung ganzer Familien bildet.

Eine ganz hervorragende Pflege erfährt auch die Bienenzucht. Seit ältesten Zeiten standen hier die Bienen in hohem Ansehen, wurde doch Jupiter mit Milch und Honig aufgezogen, und die Götter mögen schon allein darum nach Kreta versetzt worden sein, da nur hier ein ihrer würdiger Nektar von gleichem Glanz zu finden war. Das kretische Klima kann als ein ständiger Frühling bezeichnet werden. Schon im Dezember blühen Hyazinthen, Narzissen und Jasmin, im Mai reifen die Saaten, vom September bis zum Dezember sprießt frisches Grün, der Januar bringt wahres Frühlingswetter, und im kältesten Monat, dem Februar, fällt das Thermometer nie unter 5 Grad. Wegen der Chamsinswinde Libyens ist auf der Südseite der Insel der Juni der heißeste Monat, auf der Nordseite der August, der nebst dem Juli die Pflanzen der heißen Zonen zur Entfaltung bringt.

Kretas Schweiz hat auch sein Rütli, die Bonzonmaria, die Stätte, wo vor dem Ausbruch aller Revolutionen das kretische Volk zusammentrat, um dort seine oft so folgenschweren Beschlüsse zu fassen. Durch diese Gegend führen jene Zickzackpfade, auf denen die Sphakioten mit ihren gelben, zum Schutz gegen die Dornen getragenen, hohen Lederstiefeln singend, mit der Sicherheit und Kühnheit von Gemsjägern ihren in den Weißen Bergen gelegenen Dörfern zuziehen.

Die junge Türkei.

(Frankfurter Zeitung.)

Ein Jahr ist verflossen, seit die Türkei in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten ist, und in Konstantinopel hat man den Jahrestag der Erneuerung der Verfassung durch glänzende Festlichkeiten, an denen auch das Volk theilgenommen hat, gefeiert. Der Orient ist ebenso festfreudig wie das Abendland, und die führenden Männer des Osmanenreiches wissen, daß patriotische Feste ein nicht zu verachtendes Instrument der Technik des Regierens sind, insofern sie dafür sorgen, die Regierten bei guter Stimmung zu erhalten. Dieses Mittel wird um so sicherer wirken, je mehr das Volk von gefühlsmäßigen Antrieben in seinem Handeln bestimmt wird, wie es in der Türkei heute noch zu einem guten Theil der Fall ist. Aber damit soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß die konstitutionelle Türkei wirklich einen vollen Grund hat, das Fest ihres ersten Geburtstags in dem Hochgefühl nationaler Befriedigung zu feiern. Wenn heute die Männer, die an der Spitze des türkischen Reiches stehen, auf die seit der Saloniker Revolution, zurückgelegte Wegstrecke blicken, so haben sie in der That Anlaß, ihrer Thaten froh zu sein und sich und andere mit patriotischem Stolze zu erfüllen.

Vor der jungtürkischen Revolution war das Osmanenreich nur noch ein Schatten, eine durch greuelvolle Gewaltthaten u. grenzenlose Korruption im Innern zerfressene, von außen her in ihrem Bestande auf das schwerste bedrohte Despotie, in der sich die Völker gegenseitig zerfleischten, und die unter ihre liebevolle Vormundschaft zu nehmen sich Rußland und England soeben anschickten. Die wilden Kämpfe in Macedonien und die Unfähigkeit des Jildiskios, in diesem wichtigen Theile der europäischen Türkei auch nur einigermaßen erträgliche Zustände zu schaffen, hätten ganz sicherlich dazu geführt, die türkische Souveränität ihres wesentlichen Inhalts zu berauben. In Reval hatte man sich über die weiteren zu unternehmenden Schritte geeinigt, da kam unerwartet und manchen Hauptpersonen der europäischen Diplomatie wohl auch unerwünscht die militärische Revolution der Jungtürken, die über Nacht, wie in einem orientalischen Zaubermärchen, dem nahen Orient ein ganz neues Bild gab. Diesem gegenüber waren all die sorgsam vorbereiteten Mittel europäischer Staatskunst, die einem absterbenden Tyrannenstaat galten, einfach nicht mehr verwendbar. Mag auch nicht alles in Erfüllung gegangen sein, was in den ersten Tagen der Völkerverbrüderung und Völkerbegeisterung von der Revolution erwartet wurde — welches Neue hätte nicht Enttäuschungen gebracht — soviel darf man heute jedenfalls als feststehend ansehen, daß die Revolution der jungtürkischen Offiziere die Unabhängigkeit des Reiches damals gerettet hat. Freilich hat die Revolution indirekt auch auf den äußerlichen Bestand des Reiches nachtheilig eingewirkt. Die Annexion Bosniens und die Souveränität Bulgariens wären vielleicht nicht so rasch gekommen, wenn nicht die lebhaftere Bewegung und die dadurch bis zu einem gewissen Grade herbeigeführte Unübersichtlichkeit der weiteren Entwicklung Oesterreich und Bulgarien zu raschem Handeln gereizt hätten. Daß aber ohne die Revolution die beiden Aktionen etwa gar nicht gekommen wären, wird niemand behaupten wollen, der das Werden der Dinge und seine Ursachen einigermaßen beobachtet hat. Eine Minderung an wirklicher Macht bedeutet übrigens für die Türkei weder das eine noch das andere. Sie hat nichts verloren, was sie bis dahin etwa noch besessen hätte, und sie hat, ohne einen Krieg zu führen, sich dem starken Oesterreich gegenüber in einer Weise zur Geltung zu bringen gewußt, die sie bei diesem und dem übrigen Europa in Respekt gesetzt hat. Die Erlangung einer Entschädigung für Rechte, die eigentlich gar nicht mehr wirklich bestanden, war ein erster, wirklicher Erfolg. Wenn heute wieder die Frage, was aus Kreta wird, Europa bewegt, so ist das freilich noch eine schwache Stelle am Körper des türkischen Reiches, aber gerade die Behutsamkeit, mit der die vier Schutzmächte dieses Problem behandeln und die Rücksicht, mit der sie die türkische Empfindlichkeit zu schonen sich bemühen, zeigt, wie sehr die Stellung der Türkei nach außen hin seit einem Jahre sich gebessert hat. Vor der Revolution wäre man schwerlich so respektvoll mit den türkischen Ansprüchen umgegangen, die doch nur noch zu einem Theil wirklichen Rechten entsprechen.

Allerdings genügt die Stärkung und Festigung nach außen hin durchaus noch nicht, um dem Staate die Dauer seiner Existenz als einer gleichberechtigten Macht zu sichern. Die Hauptsache wird es für ihn sein, durch eine Umgestaltung im Innern die Kraft zu gewinnen, die ihm für kommende Stürme Bestand verheißt. Und gerade in der Lösung dieser Aufgabe liegen die größten Schwierigkeiten für den jungen Staat. Bisher ist es nur immer das Heer gewesen, das die neuen Formen ins Leben gerufen und gegenüber der Reaktion des Jildiskiosk im April mit Eisen und Blut geschützt hat. Die blutige Niederwerfung der Empörung des alten Regimes und die Beseitigung Abdul Hamids hat allerdings erst die Grundlage, auf der ein weiterer Ausbau des konstitutionellen Systems erfolgen kann, sichergestellt. Aber auch damit ist eigentlich nur das Weiterbestehen der neuen Formen gesichert. Den neuen Inhalt wird man erst in zäher, jahrelanger Arbeit schaffen können. Man braucht eine vernünftige, die wirthschaftlichen Kräfte des Volkes schonende, von Korruption gereinigte Finanzverwaltung, man braucht Reformen in der Rechtspflege und vor allen Dingen eine völlige Reorganisation des Verwaltungsapparates. Es ist dabei keineswegs nöthig, daß alle diese Reformen genau nach west- und mitteleuropäischer Schablone durchgeführt werden. Es wäre wahrscheinlich sogar ein schlimmer Fehler, wenn die Männer der neuen Türkei ohne weitere Veränderung die unter ganz anderen Verhältnissen entstandenen und aus ihnen herausgewachsenen Einrichtungen schablonenhaft einem bisher doch ganz orientalisch fühlenden und denkenden Volke aufdrängen wollten. Darin wird überhaupt die größte Gefahr für die neue Entwicklung liegen, daß durch Proklamirung der Gleichberechtigung aller Gestalten des Glaubens und aller Volksstämme die bisherige Grundlage des türkischen Staates aufgehoben, die muselmanische Rechtgläubigkeit und der osmanische Nationalstolz empfindlich verletzt werden. Und dennoch ist es undenkbar, einen modernen Staat auf anderem Wege zu erreichen. Das türkische Parlament hat erst vor Kurzem die Militärpflicht, die nach alttürkischer Anschauung ein Vorrecht der Osmanen war, auf Christen und Juden, die bisher als Rajah statt des Militärdienstes eine Steuer in Geld leisten mußten, auf alle Bürger des ottomanischen Reiches ausgedehnt. Gelingt es, dieses Gesetz durchzuführen, ohne daß es zu schweren Erschütterungen kommt, so ist allerdings ein sehr wichtiger Schritt zu dem Ziele eines auf der Gleichberechtigung aller Bürger beruhenden Staates getan. Aber es wird dann auch noch weiter darauf verzichtet werden müssen, diesen Staat, wie es die gegenwärtig überwiegende nationalistische Richtung des Jungtürkenthums beabsichtigt, als türkischen Einheitsstaat zu gestalten. Das wäre hier noch viel weniger möglich, als in dem österreich-ungarischen Nachbarreiche, wo immerhin keine so starken religiösen Gegensätze bestehen wie in der Türkei.

Damit ist die Zahl der Hemmungen, die dem weiteren Ausbau des türkischen Staates entgegenstehen, keineswegs erschöpft. Namentlich bilden die Parteiungen in den eigenen Reihen und die Reibungen zwischen Offizieren und Parlamentariern ernste Gefahren. Auch die Unerfahrenheit des Parlaments und die dabei hervortretende Neigung, über Kleinem das Wesentliche zu vergessen, sind Klippen, an denen das Schiff Schaden nehmen kann. Sie sind bisher nicht immer vermieden worden und haben manche unnöthigen Erschwerungen mit sich gebracht. Auch der kriegerisch-nationale Chauvininsmus, der aus der Geschichte dieses Krieger- und Priesterstaates so leicht herausspringt, kann leicht die Augen der Führer des Volkes verblenden, und fast scheint es, als ob heute um Kretas willen eine Sprache geführt werde, die weniger der Bedeutung der Sache, als vielmehr dem Streben entspricht, zu zeigen, daß die militärische Glorie der Vorfahren unter dem neuen Regiment nicht Noth gelitten hat. Trotz aller dieser Bedenken aber darf man sich dessen freuen, daß doch ein guter Anfang gemacht worden ist. Freilich darf man nicht von heute auf morgen einen orientalischen Musterstaat erwarten; dazu sind der Hemmungen zu viele. Aber wenn wir überzeugt sind, daß die Befreiung eines Volkes von den Fesseln unwürdiger Bevormundung der rechte Weg zu seiner Wohlfahrt ist, so dürfen wir mit Genugthuung feststellen, daß dort im Osten ein tatkräftiges Volk auf dem Wege ist, der zur wirklichen Selbstregierung und damit zur Erhöhung seines Werthes als Glied der großen Menschheitsfamilie führen kann.

Die Hausfrau.

„Ei, Frau Meier, was häkeln Sie denn da Schönes?"

„O, das gibt Schutzdeckchen über meinen Sofaschoner."

Vom Obstessen der Kinder.

Gerade in unserer Zeit ist man mehr als je von dem gesundheitlichen Nutzen des Obstgenusses überzeugt. Wir wissen, daß mit dem Obste wichtige Nährsalze in unseren Körper gelangen und unserem Blute erst die richtige Zusammensetzung verschaffen. Darum wünschen wir auch, unseren Kindern recht früh Obst zu reichen.

Von welchem Zeitpunkt an ist dies nun rathsam?

Die Erfahrung lehrt, daß man Kindern, die das dritte Lebensjahr noch nicht erreicht haben, rohes Obst im allgemeinen noch nicht geben soll. Gedünstetes vertragen sie schon früher. Es ist sogar recht leichtsinnig und gefährlich, mit kleinen Kindern in dieser Hinsicht Experimente anzustellen. Man muß sich diese nicht nur selbst versagen, sondern auch ein wachsames Auge auf Dienstboten und auf die größeren Geschwister des kleinen Kindes haben. Essen diese Personeen in Gegenwart des letzteren Obst, und streckt das Kleine verlangend seine Aermchen danach aus, so wird ihm häufig aus falscher Guthmüthigkeit eine Beere oder eine Kirsche in den Mund gesteckt. Dieser Verstoß kann unter Umständen für das Kind eine schwere Darmerkrankung zur Folge haben. Schon manches kleine Kind hat durch solche Unvorsichtigkeit das Leben verloren.

Ist die Zeit gekommen, von welcher an die Kinder rohes Obst wirklich ohne Schaden vertragen, so darf man es ihnen natürlich auch nicht vorenthalten. Nur muß ein Ueberessen mit Obst verhütet werden. Auch das beste, in zu reichlichem Maße genossen, kann für Kinder verhängnißvoll werden.

Es versteht sich von selbst, daß man nur gut ausgereifte Früchte auf den Kindertisch stellt; zu beachten ist aber auch, daß man wiederum kein überreifes Obst gibt. Auch dieses ruft Verdauungsstörungen hervor. Man muß darum auch streng aufpassen, daß Kinder im Freien kein Fallobst auflesen und dieses unreife oder angefaulte Zeug essen.

Noch auf einen Punkt hat man bei obstessenden Kindern zu achten: Der Mund muß nach jeder Obstmahlzeit gründlich mit lauem Wasser ausgespült werden, da die im Obste enthaltenen Fruchtsäuren den Zahnschmelz angreifen. Sehr gut ist es auch, nie Obst ohne Brot zu geben. Beim Zerkauen des Brotes sondert sich im Munde viel Speichel ab, der die Säure abstumpft. Natürlich darf man Kindern nur sauberes, gewaschenes Obst geben.

Beherzigt man alle diese kleinen Winke, so kann der Genuß von Obst nur von Nutzen für die Kinder sein, und man sollte es ihnen schon um seiner stuhlgangbefördernden Wirkung willen täglich zur Vesperstunde reichen.

Die Kölner Kaiserglocke.

Die aus 22 im deutsch-französischen Kriege erbeuteten feindlichen Geschützen gegossene, 543 Zentner schwere Kaiserglocke im Kölner Dom wurde wegen der großen Schwierigkeiten, die das Läuten dieser Riesenglocke naturgemäß verursachte, bisher nur an hohen Fest- und Feiertagen in Bewegung gesetzt. Es waren dazu jedesmal zahlreiche Hilfskräfte erforderlich; in der Regel wurde die Arbeit von 28 Soldaten verrichtet. Um eine Vereinfachung in der Handhabung des Geläutes zu erzielen, hat man jetzt eine elektrische Läutevorrichtung in den Glockenstuhl einbauen lassen, die vorzüglich funktioniert und zur Bedienung nur einen Mann erfordert. An der Kaiserglocke selbst ist ebenfalls eine Aenderung vorgenommen worden. Sie wurde, um eine Verbesserung des Klanges zu erzielen, abgedreht; der alte Klöppel wurde entfernt und an seiner Stelle ein neuer Klöppel, bestehend aus einer an einem Drahtseil in der Glockenkrone befestigten 16 Zentner schweren Kugel, angebracht. Der Transport und Rücktransport der schweren Glocke ist ohne jeden Unfall von statten gegangen; jetzt hängt die Kaiserglocke wieder in luftiger Höhe an ihrer alten Stelle. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt sein, daß die Kölner Kaiserglocke (die größte und schwerste aller Glocken, die geläutet werden) den ansehnlichen Durchmesser von reichlich zehn Fuß hat.

Gefühlvoll.

Mann: „Eine großartige Einrichtung, die Unfallversicherung, in die ich mich habe aufnehmen lassen; wenn ich zum Beispiel heute verunglücke und nur den Arm breche, bekomme ich $1000 ausbezahlt."

Frau: „Ach, das wäre reizend, Männchen, dann könnte ich endlich die Reise nach Europa machen, auf die ich mich schon so lange freue!"

Vorsorglich.

A.: „Du hast nun so lange gespart, um Dir ein Automobil kaufen zu können, und nun bestellst Du Dir doch keins."

B.: „Ja, jetzt spare ich vorerst noch für die Leute, die ich überfahren werde."

Der Momente, in denen man sich vergißt, erinnert man sich am liebsten.